

eifrige Vorbereitung des Menschen zur Beschauung führt, läßt sich nicht mit Sicherheit, aber doch mit einer guten Wahrscheinlichkeit, als Bellarmins Lehre dartun.

Noch weniger gibt der heilige Kirchenlehrer auf eine zweite, heute recht umstrittene Frage eine eindeutige Antwort, ob man nämlich zwischen erworbener und eingegossener Beschauung unterscheiden müsse. Als etwas ganz Passives und Außergewöhnliches stellt sich ihm nur die Entrückung dar, die einem Apostel Paulus und einigen anderen Heiligen zuteil wurde<sup>68</sup>. Im übrigen ist nach ihm bei der Beschauung nur eine größere Passivität und Gnadenhaftigkeit festzustellen als bei der Tugend der Liebe, die sicher zur erworbenen Heiligkeit gehört.

Zusammenfassend kann man sagen, daß Bellarmin selbst ein großer Betrachter war und daß er zur Höhe der Beschauung erhoben wurde. Was seine Lebensbeschreibung von seiner Frömmigkeit berichtet, kann ohne sie kaum erklärt werden, und auch seine Ausführungen sind die eines Mannes, der die Beschauung nicht nur aus Büchern, sondern aus eigener Erfahrung kennt. Auf der anderen Seite hält er sich doch durchweg an die besonders seit Thomas traditionellen Formulierungen, die erst die Karmeliter Schule vertiefen und psychologischen Fragestellungen anpassen sollte.

## Vom Wesen und von der Würde der Liebe

Von August Brunner S. J., München

Liebe ist Geben. Das ist ihr tiefster Grund. Liebe verschenkt nicht bloß und nicht so sehr das, was sie hat, sondern vor allem sich selbst und alles andere gleichsam nur als Vermittlung ihrer selbst. Damit scheint sie auf den ersten Blick der Vollendung des Menschen entgegenzustehen. Denn diese wird doch gerade in der vollen Entwicklung seiner Persönlichkeit gesehen, also darin, daß er voll und ganz er selber sei und seine höchsten Möglichkeiten verwirkliche. Das Wegschenken seiner selbst in der Liebe aber scheint viel eher auf einen Selbstverlust denn auf eine Selbstvollendung hinzudeuten. Und doch ist nach christlicher Lehre die wahre, selbstlose Liebe nicht nur ein Mittel zur Vollkommenheit; sondern sogar diese selbst. Darum konnte der Herr nach dem Zeugnis Pauli auch sagen: Geben sei seliger denn Nehmen (Apg 20, 35). Warum ist nun die Liebe das Größte, so daß Gott selbst nichts ist als dreipersonliche Liebe? Und wie ist sie trotz des gegenteiligen Anscheins die Vollendung des Menschen?

Man kann eingedenk des Vergleiches bei Mt 5, 45 die Liebe als eine Ausstrahlung verstehen, bedingt von der Seinsglut des Liebenden. Die Sonne sucht sich nicht erst die Gegenstände, die ihrer Beleuchtung wert sind; sie schließt die unschönen Dinge nicht von ihrem Lichte aus. Un-

<sup>68</sup> Asc. m., Vorwort; Expl. in Ps. 30.

parteiisch schenkt sie die Wohltat des Lichtes allem, was sich ihr darbietet. Sie leuchtet, weil es ihre Natur ist, zu leuchten. So liebt auch Gott, weil er Liebe ist, weil er nur liebend Gott sein kann. Doch besteht zwischen beiden ein großer Unterschied, den zu übersehen höchst gefährlich wäre. Die Sonne leuchtet, weil sie nicht anders kann. Es ist nicht ihre Tat; es ist für sie eine Naturnotwendigkeit, um die sie so wenig weiß, wie um ihr Leuchten. Darum ist dieses Leuchten auch keine Liebe, sondern nur ein fernes Gleichnis für sie, Gott hat keine Natur, die ihm die Liebe zu den Geschöpfen gleichsam auferlegte. Er ist freie Liebe, die um sich weiß und diese Liebe will. Ja, er ist in dieser Liebe die größte Freiheit.

Nichts, was außer ihm ist, legt ihm die Liebe zu den Geschöpfen auf; nichts zieht ihn im geliebten Gegenstand zur Liebe hin, da ohne die Liebe der Gegenstand nicht wäre, und er seine Liebenswürdigkeit erst erhält durch die ihn treffende Liebe, wie die Körper die Schönheit ihrer bunten Farben durch das Licht der Sonne. Gott neigt sich nicht zu etwas, was schon besteht, sondern seine Liebe gibt in Schöpfung und Erlösung ihrem Gegenstand erst das Dasein. Schöpfung ist mehr noch als ein Erweis der Macht ein Ausdruck der Liebe, oder vielmehr: sie ist ein Erweis der Macht der Liebe. Darum hat das Heidentum eine Schöpfung aus nichts nie erdenken können. Was sollte sie auch für Gott bedeuten, welchem göttlichen Bedürfnis kam sie entgegen? Benötigen kann man ja nur etwas, was man selbst nicht besitzt, was irgendwie in seinem Sein von dem, der es benötigt, unabhängig ist. Dem von Natur selbstsüchtigen Menschen mußte eine Schöpfung aus Nichts sinnlos vorkommen. Er kannte Liebe nur als Habenwollen. Damit ist sie aber abhängig von dem geliebten Gegenstand und darum der Gottheit unwürdig. Plato hat dies in seinem „Gastmahl“ klar ausgesprochen. Nur die Schöpfung aus Liebe, die die Geschöpfe aus dem Nichtsein ins Dasein ruft, wahrt die Unabhängigkeit Gottes, wahrt seine Göttlichkeit.

Aber auch nichts in Gott selbst legt ihm diese Liebe auf als ein aus dem Unterbewußten kommender unfreier Drang, als etwas, was nicht im freien Aufschwung und innersten Selbst der Person seinen Ursprung hätte, sondern auf einer Ebene, die schon unterhalb dieses reinen Selbst läge und dessen er zu seiner Selbstentfaltung benötigte. So etwas kann in Gott nicht bestehen. Er ist reines, für sich selbst durchsichtiges Licht, und Finsternis ist nicht in ihm. Somit ist diese Liebe reiner Ursprung, reine Ursache, reiner Anfang. Sie verdankt niemandem etwas als sich selbst. Sie gibt sich in einem nicht ursächlichen Sinn, der sich durch Worte nicht mehr ausdrücken läßt, das Dasein, ist Grund ihres Seins. Sie allein ist ganz sie selbst. Sie genügt sich, braucht nichts und kann darum geben, ohne durch Hoffnung auf eine Gegengabe dazu angezogen zu sein. Sie steht so fest und tief in sich, so unangreifbar, so unzugänglich jeder Verlockung und Bedrohung, so unnahbar für alles, was sie nicht selbst

zu sich emporhebt, daß sie um ihr eigenes Dasein in Sorge zu sein keinen Anlaß hat; daß sie nicht dauernd auf dieses Dasein sich zurückzuneigen nötig hat, um zu sehen, wie es darum steht. Sie kann sich „vergessen“ und an anderes denken. Liebe ist darum der Ausdruck der größten Seinsmacht und Seinssicherheit. Nur Gott ist der Liebe in diesem absoluten Sinn durch sich fähig. Alles andere Lieben kann nur von ihm geschenkt sein, weil alles andere Dasein von ihm kommt und nur in ihm Bestand hat. Nur in ihm kann darum ein Geschöpf sich des eigenen Selbst so versichert fühlen, daß es die angeborene Sorge außer acht lassen kann und nun Kraft und Mut hat, sich vergessend andern zuzuwenden. Man muß also irgendwie die Liebe Gottes erfahren haben, eine Bürgschaft für sie besitzen, um in christlichem Sinne lieben zu können. Und diese Bürgschaft ist uns gegeben in Christus.

Was will Gott, wenn er liebt? Daß der Gegenstand seiner Liebe sei und gut sei, — daß er sei, wie es ihm entspricht. Für den Menschen also, daß er selbst sei in dem Maße, als es einem Menschen möglich ist und wie es für einen Menschen sich geziemt. Seinsverleihung und Seinsbejahung ist also die Wirkung der göttlichen Liebe. Sie ist nicht Ja und Nein, sondern reines Ja (Vgl. 2 Cor. 1, 19 b). In der Schöpfung ist dies klar. In der Erlösung hebt Gott den Menschen aus dem Verfall an das Unterpersönliche über sich hinauf zu neuem Sein, zum Sein eines Kindes Gottes.

Darum muß auch die Nächstenliebe das Gleiche tun. Sie muß das Sein der Personen bejahen und das Sein aller Seienden. Nun aber nicht mehr rein schaffend wie Gottes Liebe. Wir können keine Person, ja überhaupt kein Sein hervorbringen. Wohl aber können wir sie aus Selbstsucht verleugnen, ihr Sein als Person verneinen, indem wir sie in Wunsch und Tat zum Mittel der eigenen Entfaltung und Vervollkommenung machen. Die anderen sein lassen wollen, daß sie selbst seien, und zwar so, daß wir auch tatsächlich dazu mithelfen, wo wir es vermögen; das heißt lieben. Wie ich mich immer von Natur in die Mitte der Welt stelle, alles auf mich beziehe und alles nur unter der Rücksicht des möglichen Nutzens oder Schadens für mich betrachte, so soll ich nun auch den andern eine Mittē sein lassen, es für recht finden, daß er ist, was er ist, ob das mir nützt oder schadet; ich soll so wenig an diesen eigenen Nutzen denken, wie ich natürlicherweise an den Nutzen der anderen denke. Nichts mehr suchen für mich, weil ich in der Liebe Gottes geborgen bin. Den andern als andern in sich bejahen und all das für ihn wünschen und wollen, was ihn zu einem eigenen Selbst macht. Also vor allem die Liebe Gottes ihm wünschen, sie ihm geben, wenn man solches kann, wenn man von Gott zum Werkzeug dafür auserlesen wird.

Menschliche Liebe ist nicht absolut schöpferisch. Sie kann nur lieben, was sie irgendwie schon vorfindet. Sie setzt in jeglicher Weise die Liebe Gottes voraus, in sich, um der lähmenden Sorge um das eigene

Sein zu entgehen, in den andern, weil sie sonst ins Leere ginge. Sie ist also nicht ohne Beweggrund und ist kein absoluter Anfang. Aber sie ist doch das Ursprunghafteste, dessen eine geschaffene Person fähig ist. Denn sie ist nicht mehr gezogen von dem, was naturhaft allein uns in Bewegung setzt, den eigenen Vorteil. Sie geht auf das, was natürlicherweise uns nicht nur kalt läßt, sondern in vielen Fällen sogar zurückstößt, auf den Vorteil des andern. Deswegen ist die Feindesliebe nicht zwar an sich verdienstvoller und ein höherer Grad von Liebe, wohl aber offenbart sie den wahren Charakter unserer Liebe, über den wir uns sonst leicht Einbildungen hingeben. In der Feindesliebe ist der gewöhnliche Beweggrund unseres Handelns ausgeschlossen, weil wir, dem Feinde Gutes wünschend, uns, wenigstens für das unerlöste, natürliche Gefühl, Abtrag zu tun scheinen.

So ist der Anfang der Bewegung, ähnlich wie bei der göttlichen Liebe, in uns und nicht außer uns; nur der Gegenstand ist außer uns, aber er übt keinen selbstsüchtigen Zug auf unser Wollen aus. In uns aber geht die Bewegung wohl aus von uns, aber von uns, die wir selbst nur ein Endpunkt der göttlichen Liebe sind und ihre Schöpfung. Unsere Liebe ist also nur die Verlängerung dieses Liebesstrahles. Wir treten in die Bewegung der göttlichen Liebe ein und sind von dieser Bewegung getragen und lassen uns von ihr tragen. Wir stellen uns in die Richtung der Liebe Gottes, sehen die Welt in der Richtung seiner ausstrahlenden Liebe. So stehen wir auf dem Standpunkt Gottes, schauen die Welt gleichsam mit seinen Augen, schwingen uns weiter in der Kraft seines Liebesschwunges. Sich so in das Selbst eines andern versetzen, um mit der Bewegung seines eigensten Seins mitzugehen, das ist lieben. Gott lieben heißt darum den Nächsten lieben; und wer seinen Bruder haßt und meint, Gott zu lieben, der ist ein Lügner, der sich selbst und die andern täuscht über das, was er im Grunde ist.

Gott kann nicht geliebt werden wie ein Gegenstand. Man kann überhaupt einen Gegenstand nicht im eigentlichen Sinne lieben, sondern nur Personen, die als solche nie gegenständlich werden können. In der Gemeinschaft des Sehens, Fühlens und Handelns lebt und webt die Liebe, in dem gleichen Gerichtetsein auf andere Personen. Nur weil wir durch den Leib gegenständlich sind, hat das persönliche Verhalten auch Wirkungen in uns, die mehr oder weniger verobjektivierbar sind. Diese dürfen aber nicht gesucht werden. Die Eigenliebe drängt uns immer wieder zu einer solchen Verkehrung, die die selbstlose Liebe zum Mittel der Selbstsucht verderben möchte. Alles Suchen von sinnlichem Trost und beglückenden Gefühlen ist nicht mehr ganz reine Liebe zu Gott oder zu den Menschen; ja, selbst der Blick auf die eigene Vollendung in Erkennen und Wollen mindert noch ihre Glut und ihren Glanz. Darum muß der Mensch durch die Nacht der Sinne und des Geistes hindurchgehen, in der seine Eigenliebe ins reine Nichts vorstößt, und der natürliche Mensch das Nichts

der Hölle findet, bis er von seiner Selbstsucht frei geworden ist. Diese Nacht hat in echter Mystik nichts mit platonischer Abwertung des Sinnlichen, der Bilder und Vorstellungen und bestimmter Gedanken zu tun; diese Erklärungen entstammen einem unchristlichen Klima, der heidnischen Mystik des Eros.

Liebe ist also nicht an erster Stelle Wohltun, sondern etwas viel Tieferes. Man kann nicht immer Gutes tun, und man kann es aus verschiedenen Beweggründen tun. Aber lieben kann man immer und immer nur aus einem einzigen Grund, um der Liebe willen, d. h. um Gottes und des Mitmenschen willen. Es kann eine reinere Liebe sein, das Gute, das man nicht selbst getan hat, anzuerkennen, zu bejahen und sich darüber zu freuen, als es zu tun; denn so ist auch die Selbstliebe ausgeschlossen, die in der Genugtuung darüber bestehen könnte, daß das Gute durch mich getan wurde und nicht durch einen andern, oder auch nur im Selbstgenuß der eigenen Betätigung. Anderen den Erfolg und die Freude wünschen, die wir selber in allem so natürlich und so selbstverständlich erstreben und dazu mitzuhelfen, so wie wir wiederum ganz naiv von allen andern erwarten, daß sie sich uns zur Verwirklichung unserer Pläne zur Verfügung stellen, das ist echte Liebe.

Worauf geht nun diese Liebe? Hat sie das Ideal des Geliebten im Auge oder seine Wirklichkeit? Wir glauben, in einem gewissen Sinne muß beides vereint sein. Liebe ich nur das Idealbild des Nächsten, so liebe ich ihn in Wirklichkeit nicht. Ich begeistere mich für eine Idee, die er darstellt, aber ich liebe keine wirkliche Person. Alles, was mir unangenehm an ihm ist, also, was meiner Eigenliebe widersteht, das übersehe ich, das erkenne ich nicht an. Ich gestehe dem andern also nur das Recht zu, so zu sein, wie er mir gefällt, nicht wie er ist, unabhängig von meinen Interessen und Werturteilen. Die Gefahr ist sehr groß, daß ich nur in einer verkappten Form mich selbst liebe, wenn ich vorgebe, die ideale Gestalt des Mitmenschen zu lieben. Darum scheitert solche Liebe an der Wirklichkeit, an den Wirklichkeiten der Ehe insbesondere.

Andererseits kann ich den Geliebten auch nicht einfach lieben, wie er ist, aus dem einfachen Grunde, weil er als Person kein unveränderliches, starres Sein ist, sondern wesentlich Möglichkeiten vor sich hält, unter ihnen wählt und so sich verwirklicht. Nur in dieser Bewegung auf das eigene Ideal zu ist die Person; sie als wirkliche lieben, heißt somit, sie auch in dieser Bewegung der Selbstverwirklichung lieben. Aber es muß eben ihre Selbstverwirklichung sein, und nicht meine vermittelt ihrer. Wie kann dies geschehen? Das Ideal geht gleichsam aus der Tiefe des persönlichen Seins hervor, ist seine Verlängerung in die Zukunft, bemißt Richtung und Kraft der eigenen Bewegung. Nur von der Tiefe des Personkerns, vom Mittelpunkt des andern aus, kann ich beurteilen, welcher Schicht seiner Persönlichkeit sein augenblickliches Ideal entspricht, wie er es in Haltung und Handlung verwirklicht. Es ist der Vorzug der

Person, sich aus dem eigenen Mittelpunkt hinweg an den einer andern versetzen zu können und von da aus die Welt zu sehen. Nur so erkennen wir Personen als Personen. Denn nur so werden sie nicht zu Gegenständen, zu Sachen, sondern bleiben Mittelpunkte, die sich nicht vergegenständlichen lassen. Nur die Person als solche ist solcher Bewegung aus sich heraus fähig: alles, was in uns unterpersönlich ist, kann diese Bewegung aus sich allein nicht vollziehen und, selbst belebt durch die personhaften Kräfte, sie nur schwer und träge mitmachen. Es kostet uns darum einen mühevollen Aufschwung, uns vorurteilslos an die Stelle des andern zu versetzen, statt ihn in die eigenen vorgefaßten Meinungen und Schablonen einzuspannen wie in ein Prokrustesbett.

Das bedeutet, daß man eine fremde Person nur in dem Maße erkennen kann, als man sie als Person bereits anerkennt, als man sie liebt. Schon darum muß der Anfang der Bewegung im Liebenden liegen, weil der Wert des Geliebten als Person, nicht als Sache, nur durch die Liebe erfaßt wird. So erweist sich die Liebe wiederum als Anfang und Ursprung. In uns ist sie zwar nicht einfachhin schöpferisch, aber entdeckend, seinserhellend und mitschaffend. Darum muß auch der tiefste Anstoß zur Liebe wieder von Gott kommen, und in der Verlängerung des göttlichen Liebesaktes, der Sein gibt, und von ihm getragen und begleitet und eingehüllt, vollzieht sich alle menschliche Liebe und entdeckt sie die Wirkungen der göttlichen Liebe. In dieser Richtung liegt das wahre Sein und das wahre Wohl jedes Menschen. Wer ganz aus sich herausgehend die menschliche Wirklichkeit mit dem liebenden, klaren, durchdringenden Auge Gottes erfassen kann, wird darum auch zutiefst erkennen können, wie weit ein Mensch in seinen Zielen sich selbst verwirklicht, selbst wird in immer höherem und reinerem Sinn, oder sich den Weg zu sich versperrt und unterpersönlichen Zwecken nachjagt, die er sich von den unterpersönlichen Schichten seines Seins und seiner Umgebung aufdrängen läßt. Dabei kann es sich nicht in erster Linie um konkrete Pläne und Absichten handeln, sondern vor allem um die tieferen Einstellungen, Haltungen und Gesinnungen, unter deren Einfluß diese Pläne bereits geformt wurden. Darum läßt sich diese Erkenntnis nicht in Worte fassen; sie geht über alle Gestalt hinaus. Der Liebende erschaut jene Haltungen und Gesinnungen als hinauf- oder hinabführend und bejaht sie oder sucht sie zu beheben. Aber er will nicht gewaltsam eine Änderung auferlegen, so wie man Sachen umändert, ohne sie zu befragen. Eine Person kann niemand als sie selber ändern; ohne und gegen sie wird auch Gott es nicht tun. Es handelt sich also darum, den andern zur Erkenntnis und freien Annahme dessen zu führen, was für ihn gut ist. Das große Mittel dazu ist wiederum die Liebe. Allen fremden Einflüssen setzt der Mensch natürlicherweise Widerstand entgegen, einmal, weil er sich als Sache behandelt und dadurch verdemütigt fühlt, und dann, weil er den fremden Absichten mißtraut, die gewöhnlich von Selbst-

liebe eingegeben sind und also im Grunde nicht auf sein eigenes Bestes abzielen. Nur der echten Liebe kann man sich rückhaltlos anvertrauen.

Diese Liebe umfaßt also in einem die ganze Linie, die das Sein der Person ausmacht, die von dem, was er auf Grund seiner Vergangenheit ist, einmündet in ihre eigene, echte, einzige Zukunft. Sie anerkennt die Freiheit des andern, zu sein, was er ist, und zugleich seinen Beruf, mehr und besser zu werden, mehr er selbst zu werden. Sie mäkelt und nörgelt nicht an ihm herum und gibt ihm doch keine Ruhe in seinen Unvollkommenheiten und Fehlern, soweit sie schuldbar sind. Die Mängel jedoch, die nicht aus seiner Freiheit kommen, erträgt sie als etwas, das ist, und das anzuerkennen ist, ohne daß es auf die Liebe Einfluß haben dürfte. Es bedarf auch der ewigen Vorwürfe und Ermahnungen nicht, weil es nichts gibt, was über eigenes Verfehlen eine heißere, beschämendere und umgestaltendere Reue hervorrufen könnte als eben die selbstlose Liebe. Christus macht nie Vorwürfe aus Ungeduld. Dem Menschen, der willig zu ihm kommt, genügt eine leise Anspielung; und auch diese ist oft überflüssig, weil in der Bewegung, die zu ihm hinführt, die mächtig entbrannte Liebe das Wunder der inneren Bekehrung bereits vollbracht hat. Die Beispiele der Sünderin im Hause des Pharisäers, der Samaritanerin, der Ehebrecherin zeigen dies. Bei Jesus fühlt der Sünder, daß dessen Schmerz über ihn der Schmerz ist, den er selber über sich schon längst hätte empfinden müssen, hätte er sich selber mit der Klarheit gesehen, die Jesu Blick in Liebe besitzt. Ein Schmerz, an dem kein Ärger über einen eigenen Mißerfolg, über verlorene Mühe, über verminderten Anhang und Einfluß, über die Verdemütigung, den Widerstand nicht besiegen zu können, irgendeinen Anteil hat, sondern nur die Trauer, daß ein Mensch frei sich selbst wegwirft und nicht ist, was er zu seinem Heile sein könnte.

Die Wirklichkeit der Person, die man liebt, ist somit nicht das starre Sein des Stoffes; und das Ideal, das man zugleich liebend umfaßt, ist nicht ein allgemeines Ideal oder ein aus Eigenliebe geborenes Wunschbild, sondern das einzige und unwiederholbare Sein, auf das die Person aus ihrem tiefsten Sein heraus, also aus der liebenden Absicht Gottes mit ihr heraus, zugehen soll. Darum liebt echte Liebe in Gott, nicht in dem Sinne, als ob sie den andern nur liebt als Zeichen Gottes, als Gelegenheit, Gott zu lieben; nein sie liebt den wirklichen Nächsten. Aber sie liebt ihn, wie Gott ihn liebt; ihre Liebe strömt mit der göttlichen Liebe in einer Richtung. Sie liebt, soweit dies möglich ist, im Einverständnis mit Gott, als wenn sie an Gottes Stelle wäre. Dies aber heißt auch Gott lieben: sich in die Welt Gottes versetzen, indem man sie von dem Ursprung seiner Person aus sieht.

Hier taucht jedoch eine scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit auf. Sich an den Quellpunkt einer menschlichen Person zu versetzen, ist schon schwierig; immerhin bleibt man dabei noch auf der gleichen

Ebene. Wenn es für uns aber kaum mehr vorstellbar ist, was es heißt, an die Stelle eines reinen Geistes zu treten, wie können wir es dann überhaupt wagen, in Gottes persönliches Leben eindringen zu wollen? Wenn schon die endliche Person in ihrem Eigensten jedem Zugriff entzogen ist, der sich ihrer mit Gewalt wie einer Sache bemächtigen wollte, wie sollte sich dann eine endliche Person an Gottes Stelle versetzen können? Gottes persönliches, „inneres“ Leben ist doch jedem geschöpflichen Erkennen unzugänglich. Gottes Gedanken und Auffassungen sind zu himmelhoch über den unseren, als daß wir sie auch nur ahnen könnten. Jeder Versuch in dieser Richtung, wäre je dem Menschen ein solcher Gedanke aufgestiegen, hätte die Gottheit nur zu einem Idol herabziehen können, statt den Menschen zu Gott zu erheben. Um so etwas auch nur in etwa möglich zu machen, bedurfte es sozusagen einer Übersetzung Gottes ins Menschliche. Ein ungeheuerer, ja blasphemischer Gedanke, wäre seine Verwirklichung nicht voraufgegangen! Denn Christus, der menschengewordene Gott, ist nichts anderes als diese Übersetzung. In Christus lebt ein Mensch Gottes Innere, Gottes Gesinnungen und Haltungen, als eigene, auf menschlicher Ebene, in die menschliche Welt hinein und macht es uns möglich, uns in Gott zu versetzen und aus Liebe zu Gott zu handeln und zu lieben. Nur in Christus können wir etwas so Unfaßbares wagen, ohne uns den schlimmsten Verirrungen der Einbildung auszusetzen, von denen die lange Geschichte der Religionen erschreckende Beispiele bietet.

Die Liebe ist darum das Höchste, was es geben kann, und Gott ist die Liebe, weil sie das ursprünglichste Sein ist. Sein, das seine Anfänge, seine Ursprünge in sich als Quellgrund trägt und nicht von anderen, von außen, auferlegt bekommt, und sei es auch nur in der Form einer Anziehung, die ihm widerfährt. Sein, das nicht nötig hat, aufzunehmen, sondern geben kann; das nicht aus Schwäche auf sich bestehen muß, allzeit auf sich bedacht und alles erraffend, um sein zu können, sondern stark in sich selber ist, so mächtig und sicher seines Seins, daß es sich vergessen kann. Sein, das sich vergeuden kann ohne die Sorge, sich zu erschöpfen und zu entleeren. Darum ist die selbstlose Liebe am meisten und reinsten Selbst, aus sich seiend und sich gemäß seiend, weil ursprunghaft aus der eigenen Mitte ihre Taten setzend. Unverwundbar durch alles, was ihr zustoßen kann, kann sie selbst sich allen Gefahren und Leiden getrost aussetzen. In dem sicheren Wissen, heil und ganz daraus hervorzugehen. Aus der Fülle des eigenen Seins nichts für sich bedürftend, kann die Liebe die Seienden eines unvoreingenommenen Blicks würdigen. Von ihnen weder behindert noch beengt, kann sie ihnen ihren ganzen Lebensraum lassen. Sich mit ihnen nicht vergleichend, weiß sie nichts von Eifersucht und Neid. Selber frei, nur aus sich auf andere hin lebend, vermag sie auch den andern Personen ihre Freiheit zuzugestehen, selbst zu sein, was sie sind.

So ergibt sich in der Welt der Seienden eine Stufenleiter des Offenseins für anderes, die zusammenfällt mit den Stufen des Seins. Der Stoff ist



noch ganz in sich beschlossen; er weiß nichts von anderem, besonders von höherem Sein. Blind geht er voran, die kostbarsten Güter in gleicher unbekümmerter Weise auf seinem Wege zermalmend wie die wertlosesten Dinge. Er ist wie ein Krampf auf sich zurückgebogen, nirgendwo ins Freie schauend. Gleichsam so mit sich beschäftigt, daß er nur das eine fertig bringt, zu sein. Aber gerade um dieser Blindheit für anderes willen ist er auch blind für sich selber. Weil Fremdes für ihn keinen Wert hat, ja überhaupt nicht ist, ist er auch selber für sich gar nicht; ein Sein, dessen Dumpfheit uns unbegreiflich bleibt und uns immer dazu verleitet, ihm doch noch irgendwie eine Geistigkeit zuzuschreiben, einen Schimmer von Offenheit, damit wir solches Sein verstehen können. Aber diese Versuche unterschlagen eben das, was den Stoff ausmacht und berauben uns der Kenntnis einer Seinsmöglichkeit, die wir von uns aus nie ahnen würden.

Mit der Pflanze beginnt das Sein sich über sich hinaus zu strecken, Umwelt zu haben, tastend die andern Seienden zu erfühlen. Aber dieses blinde über sich Hinausgehen steht noch ganz im Banne des eigenen Daseins. Es kommt nicht zu einer eigentlichen Kenntnisnahme, zu Bewußtsein, sondern nur zur Verwandlung in sich selber. Die Öffnung ist doch gleich auf sich selber zurückgewandt. Um seiner selbst willen wird keines der anderen Seienden beachtet. Wohl aber wird schon in einem gewissen Grade ihrer Unterschiedlichkeit Rechnung getragen, aber nur als mögliche Nahrung oder als unbrauchbarer Stoff. Dementsprechend ist in der Pflanze bereits ein leiser Ansatz zum Selbstsein. Sie ist nicht das bloße Ergebnis der jeweiligen Lage und der augenblicklichen Einflüsse. Sie hat eine eigene Form, die sich durch alles hindurch erhält, die die Nahrungsaufnahme nicht nach der Menge der vorhandenen Nahrung bemißt, sondern nach dem eigenen Bedarf. Aber sie ist noch sehr ausgesetzt, unfähig, ihre Lebensbedingungen aufzusuchen oder gar zu schaffen, wenn sie an Ort und Stelle nicht gefunden werden.

Das Tier öffnet sich im eigentlichen Sinne der Welt; für das Tier beginnt diese, da zu sein. In seinem Benehmen trägt es den anderen Seienden Rechnung und bejaht sie so. Es unterscheidet schon in größerem oder geringerem Grade ihren bunten Reichtum und freut sich über ihn. Aber dies alles ist noch streng und eng gebunden an die Not des eigenen Daseins. Was hierzu in keiner Beziehung steht, wird auch nicht bemerkt. So existieren die anderen Seienden doch noch nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als bezogen auf das eigene Sein: als Beute oder Feind; sie machen mit ihm noch ein Ganzes aus, von dem sie sich nicht als etwas Selbständiges abheben. Deswegen kann sich dieses Sein auch nicht selbst als selbständig wissen. Es wird eher gelebt, als daß es lebt. Es ist ein dumpfes Bewußtsein, dem die Scheuklappen der Daseinsnot allen Ausblick versperrten, das aber selbst diese Scheuklappen nicht als solche empfindet.

Erst im Menschen geschieht aber das Wunder, daß er die Mitmenschen immer schon mehr oder weniger als Personen, d. h. als selbständig Seiende, erfährt, als Mittelpunkte einer eigenen Welt. Und wenn er versteht, läßt er sie immer schon irgendwie frei in diesem Selbstsein. Zwar sucht sein leibliches Leben ihn unter das Joch der Sorge zu beugen und alles, was nicht unmittelbar darauf bezogen ist, vor ihm zu verschließen. Aber ein letzter Ausblick über das eigene Ich hinaus bleibt auch im selbststüchtigsten Menschen immer bestehen und läßt ihn sich nicht bequem zur Ruhe legen in diesem selbstverschlossenen Gefängnis. Immer treibt es ihn darüber hinaus, immer hat er die Neugier, die Seienden so zu sehen, wie sie an sich sind. Zwischen diesen beiden Kräften besteht ein lebenslanger Kampf, in dem natürlicherweise die Selbstsucht die stärkere ist. Gibt der Mensch der Selbstsucht nach, dann empfängt er seine Initiativen von dem, was um ihn herum ist, von seinem Leib, von seinen Leidenschaften, nicht von sich selbst. Dann blenden seine Bedürfnisse alles das ab und lassen nichts zu seiner Kenntnis kommen, was für sie ohne Bedeutung ist. Seine Welt ist arm und einförmig, und er weiß kaum darum. Denn glühende Leidenschaft verdrängt alles, was nicht sie selber ist und macht blind und taub für den Reichtum der Welt. Deswegen ist ein selbststüchtiges Leben einsam und langweilig. Beherrscht der Mensch aber die Eigenliebe, so öffnet sich ihm ein ungeahnter Reichtum. Das Wunder der Einzigkeit und Unwiederholbarkeit der Seienden geht ihm auf, und er liebt nun alles, was ist, nicht weil es ihm dient, sondern weil es ist und weil zu sein ein solches Wunder ist. Er läßt nun allen die Freiheit, das zu sein, was sie sind, vor allem den Menschen, sie selbst zu sein, ob sie verständlich sind oder nicht. Die Rücksicht auf sich selbst und auch die Rückkehr auf sich selber spielt eine immer geringere Rolle.

Aber in dieser Selbstlosigkeit erfährt der Mensch auf ungegenständliche Weise die Größe seines eigenen Daseins, des Selbstseins. Er fühlt sich sicher und geborgen. Die Seienden, die er frei gegeben hat, müssen auch ihn frei lassen in dem, was er eigentlich ist, in seinem Selbst. Unerschrocken geht er durch die Seienden hindurch; denn die Liebe treibt die Furcht aus. Und erst so ist alles für ihn im eigentlichen Sinn da. Während für den Stoff kein Leben und kein Geist existiert, für die Pflanze kein bewußtes Leben, für das Tier kein Selbstsein, ist für den Menschen dies alles in seiner Unterschiedenheit da. Und selbst das, was über ihm ist, ist nicht ganz vor ihm verborgen, weil er nun das Ansich der Seienden zu erfassen imstande ist, und dieses unabhängig ist von der Seinsstufe des Erkennenden.

Jener aber, der das reine Selbst ist und außer sich nichts bedarf, hat von dem, was er nicht ist, die reinste und durchdringendste Erkenntnis. Er gibt ihnen das Sein und läßt ihnen doch ein Selbstsein, weil er dies Sein in keiner Weise als Mittel für sich erschafft und so ihm verhaftet bliebe und an ihm klebte, sondern es frei vor sich hinstellt. Die Freiheit Gottes von seiner Schöpfung ist auch das eigene Sein des Geschöpfes, das

mit dem Gottes nicht zusammenfällt, obschon es ganz von ihm herkommt. In dieser absoluten Freiheit und Selbstlosigkeit Gottes der Schöpfung gegenüber ist das Geheimnis der Schöpfung aus dem Nichts beschlossen. Sein Werk geht ganz aus ihm selbst hervor; nichts anderes trägt dazu bei, nichts ist dazu vorausgesetzt. Wäre dies der Fall, dann wäre Gott auch daran noch gebunden und in seinem Sein nicht ganz nur er selbst, nicht reiner Liebesursprung und darum nicht Gott.

Gott kann sich nun auch in die geschaffene Welt hineinbegeben, ohne Furcht, sich zu beflecken. In sein Selbst dringt nichts ein; vielmehr geht es von sich aus an alles so heran, daß es in der innigsten Berührung doch rein es selbst bleibt. Darum ist Gottes Nähe so unendlich innig, so abstandslos, weil keine Gefahr der Vermischung besteht und nichts ihn fassen kann. Alle Beziehung geht von ihm aus, keine drängt sich ihm auf. Andererseits ist die Berührung der schaffenden Hand Gottes so leicht für das Geschöpf, so voller ehrfürchtigen Abstandes, gerade weil sie so allmächtig ist, d. h. weil diese Hand in ihrem absoluten Selbstbesitz ohne jede Schwere ist, die sich auf das Geschöpf aufzustützen nötig hätte. Wir lasten so schwer auf den andern, weil wir so schwach, so wenig wir selber sind und darum uns auf sie aufstützen müssen in dem Maße, als wir es nicht auf uns selber können. Gott kann in der Welt sein, wie wenn er nicht in ihr wäre, wo er doch alles schafft; er kann die Geschöpfe schalten und walten lassen, als sei er ohnmächtig ihrem Treiben ausgeliefert oder als sei er nur ein Wort ohne Wirklichkeit, wo doch auch nicht ein Haar von unserem Haupte und kein Sperling vom Dache fällt ohne sein Zutun.

Nicht nur in seinem Erkennen, sondern auch in seinem Wirken folgt Gott den leisesten Biegungen und Krümmungen des geschaffenen Seins, schmiegt sich ihm bis zur Ununterscheidbarkeit an, eben weil dieses Sein in allem, was es ist, von ihm kommt und er deswegen nicht von seiner Not dazu gedrängt wird, an ihm Unterscheidungen vorzunehmen und einiges, was ihm paßt, als eigentliches Sein anzusprechen, und das, was ohne Bedeutung oder gar ihm entgegen wäre, als uneigentliches Sein abzuwerten. Brutale Macht enthüllt sich so als Schwäche des Handelnden; sie erniedrigt ihn bis zum bloßen stofflichen Sein hinab, das nur zerstören und zerschlagen, nicht aufbauen kann. Aufbauen kann nur das höhere Sein, vor allem und im eigentlichsten Sinne das Selbstsein der Person. Deswegen ist die Liebe die Vollkommenheit. In ihr vollendet sich das Selbstsein und der Selbstbesitz der Person, nicht dadurch, daß sie sich abschließt und auf sich zurückzieht, sondern dadurch, daß sie sich verschenkt. So ist das Wort Christi: „Wer seine Seele verliert, wird sie gewinnen“ nur ein Ausdruck der unfafßbaren Würde und Größe der Liebe.